

# Unschuldsbesessen

Joanna Tokarska-Bakir, *Gazeta Wyborcza*, 13./14. Januar 2001

Im Sommer vergangenen Jahres trafen sich in Wilna drei Nobelpreisträger, um über die Erinnerung zu sprechen. Unter den vielen Worten, die damals fielen, erinnere ich mich am besten an das, was Günter Grass über die merkwürdigen Wege der deutschen Erinnerung ausführte. In Anspielung auf die nicht lange zurückliegenden öffentlichen Debatten im Lande (Ernst Nolte und der Historikerstreit in den achtziger Jahren, die Walser-Bubis-Debatte in den Jahren 1998-99), erzählte Grass von Ritualen des kollektiven Gedächtnisses, die vor allem der älteren Generation seiner Landsleute Schwierigkeiten bereiteten. Die Deutschen wären keine Deutschen, hätten sie sich nicht den charakteristischen Neologismus „Erinnerungsarbeit“ ausgedacht (worüber sich Grass im übrigen mokiert – die Erinnerung ist unwillkürlich, oder es gibt sie überhaupt nicht – sagt er). Erinnerungsarbeit wird von den Deutschen als „Schuldbekennnis erwartet, als Forderung von außen abgelehnt und fleißig praktiziert, denn seit Jahrzehnten, so lange wie uns die Geschichte immer wieder neu erreicht, so lange wird diese von den folgenden jungen, man könnte sagen unbelasteten, Generationen aufgearbeitet (...). Das ist so, als würden sich die Kinder und Enkelkinder anstelle der schweigenden Väter und Großväter erinnern“. Mehr noch, „es ist so, als käme den Verbrechen um so größere Bedeutung zu, je mehr sich der zeitliche Abstand zur Tat vergrößert“.

## Die Autorität der Historiker

Diese sinistren Worte eines Nobelpreisträgers sind eine gute Einführung für die Gedanken, die ich am Rande der Diskussion um das Buch von Jan Tomasz Gross über Jedwabne einbringen möchte. Ich verfolge die Diskussion von Deutschland aus. Mir scheint, ohne diesen Blick von außen und die unter dem Einfluß des Fremden abgeschwächte Selbstzensur, könnte ich gewisse Dinge in dieser Diskussion überhaupt nicht wahrnehmen. Ich kann mich auch der Annahme nicht erwehren, daß Gross dieses Buch nicht geschrieben hätte, wenn er nicht im Ausland arbeiten würde.

Dabei geht es mir nicht in erster Linie um wissenschaftliche Zensur oder Einflußnahme des Umfeldes. Es ist gewissermaßen eine Frage der Optik. Aus der Nähe und von innen betrachtet sind bestimmte Dinge nicht erkennbar. Nicht zu erkennen ist auch die polnische Unschuldsbesessenheit. Die Regeln, die die öffentliche und private polnische Debatte bestimmen und durch den oben erwähnten Zwang zur Unschuld kontrolliert werden, sind nicht erkennbar. Vor allem jedoch ist nicht zu erkennen, was für alle außer uns selbst erkennbar ist, und was Thomas Merton die „strikte Ablehnung tief in sich selbst hineinzuschauen“ nannte.

Vermutlich sieht man nur das, was man weiß. Wie verhält sich das, was die Polen über sich selbst und den Holocaust wissen, zur polnischen Unschuld? Die Frage „Was wissen die Polen?“ wird für gewöhnlich Historikern gestellt. Das ist gut so, denn die Historiker legen den Stoff für den Geschichtsunterricht an den Schulen fest. Das ist aber auch schlecht, denn, wie das deutsche Beispiel zeigt, überträgt sich selbst das unzweifelhafte Wissen über die historische Schuld nur widerwillig und nicht unmittelbar auf das nationale Gefühl von Schuld.

Wenn man überhaupt von der Verantwortung polnischer Historiker für das, was die Polen nicht über den Holocaust wissen, sprechen kann, dann vielleicht nur in dem Sinn einer Unterlassungssünde, die zum Teil in der den Historikern angeborenen Vorsicht begründet ist, die sie von bestimmten Themenbereichen abbringt. Ein junger, im Wissenschaftsbetrieb aufstrebender Historiker, weiß vor allem, welchen Preis man in Polen für eine „verfrühte“ Publikation zahlt. Muß man hier den Namen Michał Cichy erwähnen und an die Entgegnungen der Historiker auf seinen Artikel erinnern? [Michał Cichy, Polen – Juden. Die dunklen Seiten des Aufstands, in *Gazeta Wyborcza*, 29.1.1994; deutsch in *Transodra*, Nr. 6/7] Ein Historiker will vermutlich wie jeder Wissenschaftler „seriös“ sein. „Seriös“ bedeutet in Polen „nicht kontrovers“. Der nicht kontroverse Historiker streicht sich über den Bart und wirft hin und wieder einen nachsichtigen Blick auf diejenigen, die es eilig haben.

Wie man mit dieser Gemächlichkeit der Historiker in einem Land umgehen soll, in dem die letzten Augenzeugen des Krieges und des Holocaust sterben, ist unklar. Die verbleibende Perspektive hat der anfangs zitierte Günter Grass aufgezeigt – es sieht so aus, als würden sich auch die polnischen Kinder und Enkelkinder anstelle ihrer

schweigenden Väter und Großväter erinnern. Ohne durch die Historiker in ihrer Ruhe gestört zu werden, nehmen diese Zeugen alles mit ins Grab, was noch zu sagen wäre: über die „Schmalzowniks“ [Personen, die verfolgte Juden erpreßten oder den Deutschen auslieferten.] und die „blaue Polizei“ [Polnische Polizeiformation aus der Vorkriegszeit, so genannt nach der Farbe der Uniformen. Im Dezember 1939 wurde sie auf Erlaß von Hans Frank im Generalgouvernement direkt der deutschen Polizei unterstellt und auch bei der Judenverfolgung eingesetzt.]; über den „Baudienst“, in dem die polnische Jugend Dienst leisten mußte; über den Warschauer Judenpogrom Ostern 1940; über die Auslieferung von Juden durch Priester, die das Beichtgeheimnis brachen (Marek Edelman berichtet darüber in einem Interview, das in Anka Grupińskas Buch „Im Kreis. Gespräche mit jüdischen Kämpfern“ abgedruckt ist); über Jedwabne und Radziłów; über den unschuldigen Brauch der „Judasverbrennung“ während des Krieges (Aufzeichnungen von Zeitzeugen im Archiv des Lehrstuhls für Ethnologie der Universität Warschau); über das Glas Wasser, das für eine goldene Münze an Juden verkauft wurde, die zusammengepfercht in Zügen in den Tod fuhren; ebenso über die „Zugaktion“ im Jahr 1945, während derer Partisanen der Nationalen Streitkräfte [Narodowe Siły Zbrojne/NSZ] etwa 200 jüdische Repatrianten – Umsiedler aus dem Osten – aus den Zügen herausholten und erschossen (vgl. den Begriff Pogrom in: *Historia i kultura Żydów polskich. Słownik*, [Geschichte und Kultur der polnischen Juden. Ein Wörterbuch], hrsg. von Alina Cata, Hanna Węgrzynek und Gabriela Zalewska, Warszawa 2000); über die Morde an Juden in den Nachkriegsjahren, als diese aus der Vertreibung wieder nach Hause zurückkehrten; über die Pogrome in Kielce und Krakau und über Hunderte anderer in der Kriegs- und Nachkriegsrealität unbekannt gebliebene Indizien. So wird es sein, es sei denn, wir überlassen die Historiker ihrer eigenen Seriosität, verhalten uns wie Jan Tomasz Gross und beginnen schließlich doch darüber zu sprechen.

### Was hat uns der Holocaust zu sagen?

In dem Buch „Die Dialektik der Ordnung: Die Moderne und der Holocaust“ schrieb Zygmunt Bauman, die Soziologie in ihrer gegenwärtigen Ausprägung habe weniger über den Holocaust zu sagen, als der Holocaust über die Soziologie. Ich weiß nicht, ob diese provokative These Baumans irgendeinen Einfluß auf Jan Tomasz Gross hatte, es sieht jedoch danach aus, daß die Kritiker von Gross, bewußt oder unbewußt, ihm am meisten eben diese umgekehrte Herangehensweise übelnehmen. Das, was den Historiker abschreckt, und was Jacek Żakowski dazu provozierte, das Gespenst des Postmodernismus heraufzubeschwören, ist für mich in Gross' Buch das Wichtigste. Es geht um jenen skandalösen „neuen Umgang mit den Quellen“. Gross schreibt wie folgt darüber: „Wenn es um die Aussagen von Überlebenden geht, wären wir gut beraten, bei der Bewertung ihres Beitrags zur Tatsachenfeststellung nicht von vornherein eine kritische, sondern eine grundsätzlich positive Haltung einzunehmen“ [S. 101 deutsche Ausgabe, S. 94 poln. Ausgabe]. Es ist für mich nicht maßgebend, ob diese Ansicht jemandem bei der Auswertung von Quellen hilfreich ist. Ohne die Notwendigkeit der Auswertung von Quellen in Frage stellen zu wollen, möchte ich unterstellen, daß es hier um etwas viel Wichtigeres geht.

Um die Dinge nicht zu früh beim Namen zu nennen, möchte ich zwei Geschichten erzählen. In der Chłodnastraße in Warschau befindet sich seit vielen Jahren eine Konditorei, die ich oft mit meiner Familie besuche. Wenn ich aus ihren Fenstern schaute, kam mir der Blick in die Chłodnastraße, die mit der Silhouette der Hl. Karl Borromäus-Kirche abschließt, immer merkwürdig bekannt vor. Außerdem dieses Kopfsteinpflaster, wahrscheinlich das letzte dieser Art in Warschau, wo noch Spuren von Straßenbahnschienen zu sehen sind. Erst als ich den Film „Korczak“ von Wajda gesehen hatte, wurde mir meine Unbedarftigkeit klar. Plötzlich begriff ich, daß eben genau über diese Chłodnastraße die berühmte hölzerne Brücke führte, die das große und das kleine Ghetto, miteinander verband. Mir wurde klar, daß eben deswegen so viele Touristenbusse dorthin fahren. Von der Konditorei aus kann man sehen, wie junge Leute mit Käppis im Regen auf der Straße herumstehen und einem Stadtführer zuhören. Sie beten wohl auch.

Irgendwann begann man, auf dem verwahrlosten Platz an der Chłodnastraße Erde auszuheben. Kurz danach war dort ein Kreuz und ein Schild mit der Aufschrift „Jerzy-Popiełuszko-Platz“ zu sehen. Ich glaube nicht, daß diejenigen, die dem Platz an der Chłodnastraße den Namen eines polnischen Kaplans, der zum Märtyrer wurde, gaben, irgendwelche bösen, von Ressentiments bestimmten Absichten hatten (sicher ging es um die Wohnung Popiełuskos in der Chłodnastraße). Allerdings gibt es viele Plätze dieser Art in Warschau, aber es gab nur eine Brücke über die Chłodnastraße. Weder ich noch die Warschauer Stadtverwaltung haben sich an diese Brücke erinnert. Unsere

Erinnerung ist ein Ort, an dem es keine Juden gibt. Der Vorschlag von Jan Tomasz Gross hilft in gewissem Sinne mit dieser Situation umzugehen. Wir brauchen alle einen „neuen Umgang mit den Quellen“.

Demjenigen, der trotz allem immer noch nicht versteht, weshalb wir diesen „neuen Umgang mit den Quellen“ brauchen, erzähle ich noch eine wahre Geschichte. Vor einigen Jahren organisierten Studenten meines Lehrstuhls eine Exkursion nach Jakutien. Bei den Jakuten trafen sie auf keinen besonders interessanten Schamanismus, statt dessen konnten sie eine merkwürdige Art der lokalen Erinnerung an die jüngste Geschichte beobachten.

Die Siedlung, in der sie sich befanden, war auf Dauerfrostboden errichtet worden, genau dort, wo sich früher einmal ein Lager befunden hatte. Auf den Gräbern, eigentlich auf den Spalten, in die man die Leichen geworfen hatte, konnte man jedoch nicht leben. Die Kinder starben massenhaft. Die Ethnographen wurden gebeten, für eine Weile keine Ethnographen mehr zu sein und die eigenen, katholischen Gebete für die Toten zu sprechen. Dabei ging es sicher auch darum, das Gewissen der ansässigen Bevölkerung zu beruhigen, die für einen aufgegriffenen Flüchtling aus dem Lager (es war ausreichend, seine charakteristische weiße Hand vorzulegen) manche Belohnung erhalten hatten. Diese Geschichte ist ebenso naiv wie lehrreich. Sie ist traurig, weil sie den Zerfall der dortigen Kultur zeigt (die Gebete der Schamanen helfen schon nicht mehr). Gleichzeitig ist sie ermutigend, weil sie die Aktualität der geistigen Welt beweist – bei den Jakuten natürlich.

#### Der Borkenkäfer der Erinnerung und der Maulwurf des Gewissens

Der von Gross vorgeschlagene „neue Umgang mit den Quellen“ hat einen Nachteil. Er kann ausschließlich den überzeugen, der schon seit langem überzeugt ist. Gestützt auf Plato und Sokrates behauptete Stanisław Vincenz einmal, der Wert eines Menschen bestimme sich danach, ob er sich überzeugen lasse. Diese Ansicht ist schon lange außer Mode. Die Zeiten haben sich geändert – jemanden, der sich leicht überzeugen läßt, hält man heute weniger für einen Philosophen oder Heiligen, sondern eher, leider, für einen Einfaltspinsel. Es ist ein Rätsel, wie Menschen heute überhaupt ihre Meinung ändern können.

Die Person, die für Gross' Postulat eines „neuen Umgangs mit den Quellen“ empfänglich ist, ist vermutlich dieselbe, mit deren Stimme Czesław Miłosz einst über den Maulwurf mit der roten Laterne auf der Stirn sprach; dieselbe Person, an die Nicola Chiaromonte über den Borkenkäfer der Erinnerung schrieb, an die Jan Błóński den Artikel „Die armen Polen schauen auf das Ghetto“ richtete; dieselbe an die sich Tadeusz Mazowiecki in „Der Antisemitismus der Sanften und Guten“ wandte und die Jan Józef Lipski in seinem Essay „Zwei Vaterländer, zwei Patriotismen“ ansprach. All dies sind erinnernswerte Texte, die vollkommen vergessen sind. Wir lesen wenig und schlecht und noch schlechter erinnern wir uns. „Man kann Erinnerung nicht verordnen“ – redete sich der deutsche Schriftsteller Martin Walser heraus, der die deutsche Debatte über die Erinnerung auslöste. Es lohnt sich jedoch zu fragen, weshalb in – wie man denken sollte – so gerechtfertigten und moralisch unzweifelhaften Angelegenheiten unsere Erinnerung so kapriziös ist und hartnäckig den Gehorsam verweigert.

Das kollektive Gedächtnis pfeift auf Tatsachen und Appelle. Obwohl diese Tatsachen für die Historiker ich weiß nicht wie offensichtlich waren, verpflichteten sie die menschliche Erinnerung zu nichts. Und wiederum können die Deutschen als Beispiel dienen. Dieser Gesellschaft gebührt Anerkennung für ihre Arbeit an sich selbst, die sie seit Ende des Krieges aufgenommen hat. Es genügt allerdings, sich die Reaktionen der Massen in bestimmten Momenten der deutschen Geschichte anzusehen, um an dem Nutzen dieser gigantischen über fünfzigjährigen „Autoresozialisierung“ zu zweifeln. Als Martin Walser 1998 seine Rede, in der er gegen die selbstquälerischen Praktiken der „Monumentalisierung der Schande“ in Deutschland und gegen die „Instrumentalisierung der Erinnerung an Auschwitz“ protestierte, in der Frankfurter Paulskirche beendete, wurde er von den Anwesenden, unter denen die dortigen intellektuellen und politischen Eliten fast vollständig versammelt waren, mit langen Ovationen bedacht. Diese Leute kannten die Tatsachen nur zu gut. Gerade gegen diese protestierten sie, als sie eine Atempause von der Wahrheit und „das Recht wegzuschauen“ forderten. Die einzige Person, die damals nicht aufstand und Walser Beifall spendete, war Ignatz Bubis, der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland.

## Das Bekennen fremder Sünden

Mein Fachgebiet beschäftigt sich nicht mit den Tatsachen, sondern damit, wie die Menschen über die Tatsachen reden. Was die Menschen darüber sagen, ist für den Historiker „Unsinn“, nicht erstaunlich also, daß der Historiker gegenüber den Launen der kollektiven Erinnerung meist ratlos bleibt. Gross gebührt große Anerkennung dafür, daß er sich in seinem Buch über Jedwabne und in seinen anderen Arbeiten nicht ausschließlich mit den Tatsachen beschäftigt, sondern auch damit, wie die Menschen darüber palavern.

Wenn im Zusammenhang mit dem Holocaust die Diskussion über die polnisch-jüdischen Beziehungen beginnt, dreht sich das Gerede der Leute immer im Kreis. Zu Beginn, wenn die Historiker wieder ihr geheiligtes „verfrüht“ einwerfen, will das Gespräch nicht in Fluß kommen. Nach einer Weile jedoch erreicht es seine spezifische Reife und geht über zum „Bekenntnis fremder Sünden“, wie es Stańczyk in der „Hochzeit“ [Wyspiański] nannte. Beispiele für das „Bekenntnis fremder Sünden“ liefern zahlreiche Briefe, die in der Redaktion der Pariser *Kultura*, bei der katholischen Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny* und bei *Gazeta Wyborcza* immer dann eingehen, wenn Artikel erscheinen, die das Dogma von der polnischen Unschuld gegenüber den Juden infragestellen. Liebe Redaktion, gehen solche Briefe jetzt nicht gerade bei Dir ein?

Ein echter polnischer Diskurs über den Antisemitismus setzt eine Anzahl von Themen auf die Tagesordnung, spezifisch polnische „lebende Bilder“. Das Stichwort „Holocaust“ setzt sie augenblicklich in Bewegung. Derjenige, der an dieser Stelle Grausamkeiten des Holocaust erwartet, irrt. Der Diskurs beginnt mit einigen alten Klischees aus dem kirchlichen Bereich, wie „Sein Blut komme über uns und unsere Söhne“ oder „Laßt uns für die treulosen Juden beten“. Man muß sich über die lange Dauer dieser Klischees nicht wundern, wenn man bedenkt, daß alljährlich während der Karfreitagsgottesdienste an sie erinnert wurde. Als nächstes taucht das Bild vom Vorkriegsjuden im Kaftan auf, der sich im Sächsischen Garten in der Nähe des Springbrunnens breitmacht, als würde er sich schon anschicken, das Versprechen „Euch die Straßen, uns die Häuser“ zu erfüllen. Auf dem nächsten Bild begrüßen andere Juden im Kaftan mit Brot und Salz zuerst die Russen, dann die Deutschen und schließlich wieder die Russen. Anschließend tragen von den Sowjets herangekarrte polenfressende Juden ihren Kommunismus und ihr Judentum in der Staatssicherheit der Nachkriegszeit zur Schau. Schließlich, jetzt schon versteckt hinter polnischen Namen, saugen die Juden dem Polen der Gomułka- und Gierek-Ära das Blut aus und besetzen nach 1989 mit der ihnen eigenen Chuzpe die wichtigsten Positionen in der Finanzmafia.

Das polnische „Bekenntnis fremder Sünden“ muß mit Buße enden, natürlich ebenfalls mit fremder. Der Bußetuende wird dazu verpflichtet, keinen Unsinn über den angeblichen polnischen Antisemitismus zu reden. „Die Redaktion weiß selbst, wie sehr der polnische Antisemitismus den polnischen Interessen im Ausland geschadet hat. Wird er erneut künstlich aufgeblasen – um den Schaden zu beheben?“ fragte 1957 der *Kultura*-Korrespondent Aleksander Grobicki. Diese Frage wird bis heute in vielen Äußerungen von Polen im In- und Ausland wiederholt. In diesem Zusammenhang wäre an die Neujahrsbotschaft des Vorsitzenden der amerikanischen Polonia, Edward Moskal [meldet sich regelmäßig mit antisemitischen Äußerungen zu Wort] zu erinnern. Das Problem besteht allerdings darin, daß die Forderung, über den polnischen Antisemitismus zu schweigen, um dem Bild Polens in der Weltöffentlichkeit nicht zu schaden, nicht nur von Antisemiten vorgetragen wird.

Dieser Frage widmet sich Jan Gross in seinem Essay „Ten jest z ojczyzny mojej ..., ale go nie lubię“ [Der stammt aus meiner Heimat..., aber ich mag ihn nicht] in seinem Buch „Upiorna Dekada“ [Gespenstisches Jahrzehnt]. Darin untersucht er einige, in keinem engeren Zusammenhang stehende, historische Begebenheiten, in denen die Analyse des polnischen Antisemitismus mit Hinweis auf diese oder jene „Staatsraison“ zensiert wurde. Die Rolle von Zensoren nahmen in diesen Fällen hervorragende Intellektuelle ein, die man bislang schwerlich des Antisemitismus verdächtigen konnte.

Den Überlegungen von Gross kann man noch ein ambivalentes Beispiel hinzufügen. „Kollegen!“ rief Paweł Jasienica 1968 dramatisch auf einer Hauptversammlung des polnischen Schriftstellerverbandes, „jemand versucht für seine eigenen Ziele unserem Volk den Stempel des Antisemitismus aufzudrücken (...). Nichts kann uns heute größeren Schaden bringen, als die Überzeugung in der Weltöffentlichkeit, daß wir ein Volk von Antisemiten sind.“ „Beifallsbekundungen und Zwischenrufe sind im Saal noch lange zu hören“, lesen wir weiter im Protokoll.

Den Bericht über die Versammlung des Polnischen Schriftstellerverbandes zitiere ich nach Konstanty Jeleński. Jeleński erinnert daran, daß Jasienica diese Ansprache mit der Verurteilung antisemitischer Flugblätter begann, die im März des Jahres in Warschau aufgetaucht waren. Trotzdem (oder vielleicht deswegen) entschied er sich zu folgendem Kommentar: „Ich weiß, daß Jasienica den Antisemitismus verurteilt. Aber ich bedauere, daß er anstatt sich ernsthaft mit der Quelle des Bösen auseinanderzusetzen einfach behauptet: a) daß es in Polen keinen Antisemitismus gibt, b) daß es um eine geheime Verschwörung geht, die die Kompromittierung des polnischen Volkes zum Ziel hat und c) daß das größte Übel eben eine Kompromittierung in den Augen der Weltöffentlichkeit ist (der Antisemitismus kann es nicht sein – wenn es ihn nicht gibt)“. Würde man die Ironie Jeleńskis hier umdeuten – zum Schaden des Originals – könnte man im Hinblick auf die allzu wörtliche moralische Rhetorik naiv fragen, was tatsächlich schlimmer ist – eine nicht an die Öffentlichkeit gebrachte Schuld oder die ruinierte Reputation. Viele derjenigen, die die nationale Ehre verteidigen, ignorieren dieses Dilemma hartnäckig. Die „gerechtfertigte Wut“ wirkt wie ein Rauschmittel.

### Psychoanalyse des polnischen Antisemitismus

Maria Janion hat einmal die These aufgestellt, für die polnischen „verfluchten Probleme“ gäbe es kein anderes Mittel als eine ordentliche Psychoanalyse. Konstanty Jeleński stellte im Kontext der polnisch-jüdischen Probleme genau dieselbe These auf. Er bemerkte, daß jedesmal, wenn in der in Paris erscheinenden *Kultura* das Thema Antisemitismus berührt wurde, Protestbriefe eingingen, die die Ehre der Polen verteidigten. 1957 verschickte *Kultura* einen weiteren Fragebogen zu diesem Thema, dessen erster Punkt provokativ formuliert war: „Die Psychoanalyse des polnischen Antisemitismus“. Es gingen nur wenige Antworten ein. Diese waren jedoch so charakteristisch, daß sie Jeleński veranlaßten, seine Schlußfolgerung in eine Frage zu kleiden: „Hat denn Rafał Malczewski Recht, wenn er behauptet, der polnische Antisemitismus sei eine Massenpsychose? Reflexe von Kranken zeigen sich in einer individuellen Psychose nicht anders: Flucht vor dem Problem, verbohrt Verneinung der eigenen Psychose, gegen sich selbst gerichtete Aggression, wenn die Psychose erkannt wird.“

Wen die Diagnose von Jeleński/Malczewski überzeugt, der erkennt im polnischen Diskurs über den Antisemitismus, sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich, auch in der gegenwärtigen Debatte um Jedwabne mühelos alle hier beschriebenen Elemente dieser Krankheit. Was ist denn der hartnäckige Reflex, alles dem asozialen Abschaum zuzuschreiben, anderes, als die Flucht vor dem Problem und dessen Leugnung. (Wie steht es denn mit der Proportion zwischen asozialem Abschaum und „normaler“ Bevölkerung in einer Gesellschaft, wenn es nach Listen der Heimarmee allein auf dem Gebiet Kleinpolens 60.000 Schmalzowniks [Personen, die verfolgte Juden erpreßten oder den Deutschen auslieferten.] gab, wie Jacek Myczka in einem Brief an *Gazeta Wyborcza* schreibt?)

Was bedeutet die einfühlsame Vermutung des Unrechts, das die besonders aktiv am Pogrom beteiligten Brüder Ładański von den Juden erleiden mußten? Was bedeutet das sich Einfühlen in die Atmosphäre von Jedwabne („einer kleinen, vor Schmerz verrückt gewordenen Kleinstadt“, in dem sich vor dem Krieg kein einziges „arisches Geschäft halten konnte“), und was bedeutet eine Spekulation darüber, wie schwer es war, sich dem mörderischen Instinkt der Mitbürger entgegenzustellen, die gerade beschlossen hatten, ihre Nachbarn zu ermorden?

Wenn wir schon beim Einfühlen sind, weshalb sollten wir dies nicht gegenüber den Juden aus Jedwabne tun? (Gross tut das, was ihm Tomasz Szarota und Jacek Żakowski übelnehmen.) Weshalb sind ihre Gesichter so schwach zu sehen? Weshalb sollten wir eigentlich nicht zuhören, wie diese Leute in ihrer, wie Jacek Żakowski es nannte, „Sprache des Unglücks“ erzählen? Verteidigen wir nicht zufällig unser „Recht wegzuschauen“, wenn wir diese Sprache bekämpfen?

### Die Unschuld der Vertriebenen

Die Psychoanalyse ist in Polen eine verdächtige Sache, wenig populär und nicht billig. Zum Glück ist Polen auch ein Land, in dem die Menschen nicht konsequent sind – man lobt die Einen, aber liest die Anderen. Der Psychoanalyse kommt in Polen noch ein weiteres Element zu Hilfe – der Vaterkomplex. Dieser Komplex bewirkt, daß die Polen von bestimmten Leuten alles annehmen können, selbst die bittere Medizin der Couch. Einer dieser Leute ist

der Trappist Thomas Merton. Der zweite, ganz und gar unerwartet ein ausgesprochener Gegner der Psychoanalyse, ist der Priester Józef Tischner.

Mertons „Zapiski współwinnego widza“, Poznań 1994 [Notizen eines mitschuldigen Zuschauers] enthalten einen Abschnitt, der sich außergewöhnlich gut auf das Problem des polnischen Antisemitismus und das noch größere Problem seines angeblichen Nichtvorhandenseins anwenden läßt. Die Parallele ist chiffriert, denn auf den ersten Blick spricht Merton ausschließlich über den weißen amerikanischen Süden. Bis zu den Sezessionskriegen schien das Leben im Süden das Paradies zu sein – sanfte Schwarze sangen auf den Plantagen und die vornehmen Weißen sorgten sich um ihr Wohlergehen. Der Ausbruch des Krieges machte dieses Paradies zunichte. Merton schreibt: „Seit dem Bürgerkrieg partizipierte das ganze Volk an der Sünde, die Sünde war unvermeidbar geworden. Das Kind von Siedlern oder Plantagenbesitzern wurde brutal aus dem Schlaf gerissen (...). Uprötzlich mußte es in sich eine Grausamkeit erkennen, von der es niemals annahm, daß sie existiere: Bosheit, Ungerechtigkeit, Habgier, Heuchelei, Unmenschlichkeit. Es weiß bereits, daß es ein Zeichen auf der Stirn trägt und fürchtet sich davor, es zu erkennen – es könnte sich nämlich erweisen, daß es das Kainsmal ist.“ Die Bewohner des Südens, widerspenstige Menschen, haben sich mit der Vertreibung aus dem Paradies nicht versöhnt. Mit dem unbequemen Wissen kommen sie „richtig und wissenschaftlich“ zurecht, indem sie es auf die Schwarzen projizieren: „Ein weißer Rassist akzeptiert seinen Haß gegenüber einem Schwarzen (...) dann und nur dann, wenn er dargestellt wird als Haß der Schwarzen auf die Weißen“. Indem er die Schuld auf den Schwarzen schiebt, kann der weiße Mensch aus dem Süden leicht behaupten, daß „er genau der ist, für den er sich immer gehalten hat: sanft, gut, gerecht, vornehm, höflich und bei alledem einfach“.

Rührt der polnische unbarmherzige und traumatische Antisemitismus der guten und sanften Leute, die die Türen beim Thema Holocaust zuschlugen, bevor sie sie aufgemacht haben und jede ungerechte Äußerung von jüdischer Seite übertreiben, über jede gerechte Stimme aber kein Wort verlieren, nicht von einer ähnlich traumatischen Erfahrung her? Ist aus der Sicht vieler älterer Polen der Holocaust nicht einfach eine perfide jüdisch-deutsche Schweigerei, die für immer die Heimkehr nach Soplicowo [mythisches Paradies im *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz], diesem Paradies, in dem Jankiel wie der Löwe neben dem Schaf unter dem Fenster von Gerwazy auf der Zimbel spielte, unmöglich machte?

Der Mythos vom Paradies Soplicowo spielte eine wesentliche Rolle in der Zeit, als Polen seine Unabhängigkeit wiedererlangte. Seit wir allerdings wieder unser eigener Herr sind, ist dieser Mythos zu einem gefährlichen Trugbild geworden. Merton schreibt: „Wenn ein Mythos von der Ebene des Traums in die Wirklichkeit gelangt, muß er unter die Lupe genommen und festgestellt werden, daß er unwirksam ist und zum alten Eisen gehört. Ihn mit Gewalt aufrechtzuerhalten, zu einem Zeitpunkt, da er bereits seine schöpferische Funktion verloren hat, bedeutet sich selbst zu einer Geisteskrankheit zu verurteilen.“

### Das Mal der Unschuld

In dem Büchlein „Jak żyć?“ [Und wie leben?] von Józef Tischner hat Jacek Żakowski ein beruhigendes Zitat über die Grenzen der menschlichen Verantwortung gefunden: „Die Verantwortung des Menschen reicht nicht über die Grenzen der Möglichkeit erfolgreichen Handelns hinaus.“ Hinter diesem, wie er es nennt „Tischnerschen Damm“ fühlt sich Żakowski sicher. Aus meiner Sicht zu Unrecht.

Ich glaube nicht, daß es Tischner tatsächlich darum ging. Tischner war mit Sicherheit kein Radikaler in der Art eines Elias Canetti („Nur derjenige, der sich schindet, nimmt sich selbst ernst“), aber das menschliche Gewissen kannte er wie kaum ein anderer. Die übergeordnete Instanz des Gewissens verteidigte er sogar, als er sich im Konflikt mit den kirchlichen Behörden befand. Er wußte, daß man das eigene Gewissen, ähnlich wie die bereits erwähnte kollektive Erinnerung, mit der das Gewissen, wie es scheint, viel gemeinsam hat, zu nichts zwingen kann. Es ist angewiesen auf das eigene Gehör. „Habt keine Angst“, sagt Tischner nur jenen, die den Mut haben darauf zu hören, die überhaupt ein Gewissen haben wollen. „Jemand, der die Wahrheit erkennt, selbst wenn sie grausam sein sollte, erwirbt sich auf diese Art und Weise Würde. Er ist stolz darauf, daß er in der Lage ist, die Wahrheit anzunehmen. Sie bringt ihn nicht um. Im Gegenteil, sie sagt ihm: Du bist ein homo sapiens.“ Ein Unschuldiger braucht diese Worte nicht. Tischner kannte auch die Fallstricke des Gewissens. Er warnte davor, daß im Hinblick

auf die dem Menschen angeborene Neigung zur Idiolatrie die Stimme des Gewissens, die oft für die Stimme Gottes gehalten wird, leicht mit anderen Stimmen verwechselt werden kann. „In einem solchen Falle wird zum Beispiel eine Nation oder ein anderes Kollektiv zum Absoluten.“ Liegt nicht genau darin das religiöse Problem vieler polnischer Patrioten?

Die häufigste Art sich selbst zu betrügen, sagte Tischner weiter, bestehe darin, sich von eigenen Sünden freizusprechen und sie anderen in die Schuhe zu schieben. Die Natur des Gewissens birgt aber ein Paradox – tatsächlich ist das Gewissen jene Stimme der Moral, die dazu aufruft, die Unschuld zu bewahren, gleichzeitig ist sie aber auch eine religiöse Stimme, die etwas völlig anderes lehrt: „Der größte Heilige fühlt sich als der größte Sünder.“ Und schließlich die Schlußfolgerung daraus: „Wenn die Polen tatsächlich religiös wären, versuchten sie nicht mit aller Gewalt andere und sich selbst davon zu überzeugen, daß sie unschuldig sind.“ Amen.

*Joanna Tokarska-Bakir ist Kulturanthropologin am Lehrstuhl für Ethnologie an der Universität Warschau. Als Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung hält sie sich zur Zeit in Deutschland auf.*

*Aus dem Polnischen von Isabella Such*